

Leseprobe aus:

Tom Buhrow, Sabine Stamer

Mein Amerika - Dein Amerika



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Ankommen

«It's great, it's wonderful!»

Einführung in die amerikanische Freundlichkeit und ihre Hintergründe

«How do you like America?» – «Wie gefällt dir Amerika?» Völlig unbefangen und erwartungsvoll kommt die Frage aus dem Mund von Toms Gastmutter, als er das erste Mal amerikanischen Boden betritt. Er ist erst wenige Stunden vorher in Chicago aus dem Flugzeug gestiegen und hat nicht mehr als vier Stunden Autofahrt in nördlicher Richtung hinter sich gebracht. Sein Eindruck von den USA beschränkt sich auf den Flughafen und die am Autofenster vorbeirauschende Landschaft. Für ein Urteil also noch etwas zu früh, vor allem für einen Fünfzehnjährigen. «Great!», antwortet er dennoch instinktiv, und seine Gastmutter strahlt zufrieden. Das war 1974.

Und immer noch wird die Frage «Wie gefällt Ihnen Amerika?» jeden Tag Tausenden Neuankömmlingen gestellt, die gerade erst vom Schiff oder aus dem Flugzeug gestiegen sind. Als Antwort wird keine ausgewogene Analyse erwartet. Es ist einfach eine Einladung, etwas Freundliches zu sagen.

Wer die Frage zu ernst nimmt, ist schon auf dem falschen Gleis, denn vieles in Amerika dreht sich darum, Gelegenheiten zu schaffen, nett zueinander zu sein.

«Wenn du nichts Nettes zu sagen hast, dann sag besser gar nichts!» So lautet ein Standardsatz amerikanischer Mütter, wenn

Geschwister sich streiten. Das erklärt später Cutter John im ARD-Studio am Schneidetisch: «Wir alle – und zwar wirklich alle – bekommen das als Kinder eingetrichtert.»

Und so beginnt auch unsere gemeinsame Amerika-Zeit gleich bei der Passkontrolle mit dem Austausch von Nettigkeiten. Das ist im Frühjahr 1994, lange vor den Terroranschlägen des 11. September 2001, lange bevor Amerika anfang, jedem Ausländer Fingerabdrücke und Fotos an der Grenze abzuverlangen. «Was ist der Zweck Ihres Aufenthaltes?», fragt die Dame von der Einwanderungsbehörde und ist mindestens ebenso begeistert wie wir, dass Tom als Korrespondent für einen deutschen Fernsehsender nach Washington versetzt wurde: «That is wonderful!» Der Beamten steht das Entzücken ins Gesicht geschrieben. In Amerika zu leben – das muss ja wohl das Größte sein, das einem passieren kann.

Wie oft haben wir in den kommenden Jahren Besuch von Freunden, die mit der alltäglichen Begrüßungsformel «How are you?» hadern. Was sollen sie antworten? Wollen die Leute wirklich wissen, wie es ihnen heute geht? Man kennt sich doch gar nicht ...

Natürlich erwartet niemand als Antwort einen detaillierten Befindlichkeitsbericht über den neuesten Stand des Scheidungsverfahrens, des Streits mit dem Boss oder die nicht abklingen wollende Erkältung, jedenfalls nicht von einer Zufallsbekanntschaft auf der Straße oder in der Schlange an der Supermarktkasse.

«How are you?» bietet eine der vielen Möglichkeiten, etwas Freundliches zu sagen. Ob man nun ein überschwängliches «Great! Wonderful! Couldn't be better!» parat hat, ein verhaltenes «Just doing fine» oder gar mit einem «Hangin' in there ...» andeutet, dass die Stimmung nicht auf dem Höhepunkt ist – auf das Lächeln kommt es an und darauf, dass man überhaupt etwas sagt. Dass man signalisiert: Ich sehe dich, ich bin dir freundlich gesinnt. Es mag nicht mein bester Tag sein, aber mit dir hat das

schließlich nichts zu tun. Natürlich darf man, von einer Freundin oder einem guten Bekannten, auch durchaus mal von Sorgen und Ärger berichten und wird sicherlich auf Mitgefühl stoßen: «Oooh, that's too bad!» Doch wird das amerikanische Gegenüber eher früher als später eine Wende zum Positiven finden, den Blick nach vorne richten oder einfach zu einem anderen Thema übergehen, wodurch sich die von bodenloser Tiefe angezogene deutsche Seele mit Sicherheit unverstanden und zurückgewiesen fühlt.

Also handelt es sich doch nur um eine Floskel, eine Nachfrage, die nicht ernst gemeint ist und damit oberflächlich, schlussfolgernd viele deutsche Besucher. Und schon steht die deutsch-amerikanische Freundschaft nicht nur aus politischen, sondern auch aus persönlichen Gründen auf dem Prüfstand.

Ein Techniker des Studios siedelte kurz vor uns in die Staaten über und hatte gerade ein Reihenhaus in Hillendale, einer bewachten Wohnanlage, gemietet. Er muss mit seiner Maklerin noch ein paar Details besprechen und bietet uns an mitzukommen. Der Sicherheitsbeamte am Eingang sucht umständlich in einer Liste, bis er uns schließlich passieren lässt. Die Maklerin wartet schon an der Haustür. Sie heißt Cathy, trägt ein knallrotes Kostüm, dazu ebenso knalligen Lippenstift. Als wir alle aus dem Auto steigen, begrüßt sie nicht etwa unseren Kollegen, dem sie gerade das Haus vermittelt hat, nein, sie stürzt sich auf uns. «Wie nett, Sie kennen zu lernen! Nennen Sie mich Cathy. Sie sind genau in die richtige Gegend gekommen. Das hier sind die besten Häuser, die Sie finden können», begrüßt sie uns, die potenziellen Kunden. Der Kollege ist augenblicklich abgemeldet, er hat seinen Vertrag schließlich schon unterschrieben.

Cathy ist entzückt, dass Tom nach Washington versetzt wurde – «That's great!», hingerissen, dass wir ein Baby erwarten – «That's exciting!», und Sabines Frisur findet sie ganz phantastisch – «So

beautiful!» Sie schmeichelt in höchsten Tonlagen (buchstäblich), sie verspricht, einen exzellenten Gynäkologen und einen noch besseren Kinderarzt zu besorgen. Sie preist die Vorzüge der Anlage. «Wir wollten eigentlich etwas im Kern Georgetowns suchen», protestieren wir zaghaft. Keine Chance. Entschlossen führt sie uns zu ihrem Vorzeigeobjekt.

Wir bestaunen das helle, geräumige Haus. Wie viele amerikanische Häuser, sofern sie nicht in engen Metropolen wie New York sind, hat auch dieses einen so genannten *family room*. Das ist ein zweites Wohnzimmer, in dem Fernsehen geschaut wird und die Kinder spielen. Es ist die eigentliche Herzkammer des amerikanischen Familienlebens. Hier legt man die Beine hoch und entspannt sich. Alles geht ein bisschen drunter und drüber, oft liegen noch Pappkartons der letzten Pizzalieferung und leere Coladosen zwischen Kinderspielzeug auf dem Boden herum. Das eigentliche Wohnzimmer dagegen zeichnet sich dadurch aus, dass es gar nicht bewohnt wird. Es dient der Repräsentation und bleibt immer aufgeräumt, falls unangemeldeter Besuch erscheint.

Fast alle amerikanischen Wohnungen und Häuser haben begehbare Einbauschränke, Geschirrspüler, Waschmaschine, Trockner, Einbauküche. Denn eine amerikanische Großstadtfamilie zieht durchschnittlich alle drei Jahre um und will dabei möglichst wenig Ballast über den Kontinent schleppen. Die Instandhaltung dieser Haushaltsgeräte obliegt dem Vermieter. Dass man sich eine Küche bei jedem Wohnungswechsel selbst einbaut, ist undenkbar. Der Wert einer Immobilie bemisst sich für Amerikaner ganz entscheidend nach der Zahl der Badezimmer. Im Idealfall kommt auf jedes Schlafzimmer ein eigenes Bad, ergänzt durch einen *powder room* im Erdgeschoss, was nichts anderes meint als eine Gästetoilette und seinen Namen noch aus kolonialen Zeiten trägt, wo der Gast ab und an ein intimes Plätzchen brauchte, um seine Perücke zu pudern.

Tom erklärt Cathy höflich, dass wir uns nicht gleich für das

erste Haus entscheiden wollen und außerdem mit einer anderen Maklerin befreundet sind, der wir uns verpflichtet fühlen. Cathy lächelt ungerührt: «Wenn Sie dieses Haus mieten möchten, werde *ich* Ihre beste Freundin sein!» Sie macht uns noch eindringlich darauf aufmerksam, dass die Häuser in Hillendale weggehen wie warme Semmeln. Wir dürfen uns also nicht so viel Zeit lassen mit unserer Entscheidung.

Am Tag darauf, Sonntagmorgen um neun, klingelt das Telefon. Unsere neue Freundin Cathy löst ihr Versprechen ein und nennt uns einen Frauen- sowie einen Kinderarzt. Dazu noch Tipps zum Einkaufen. Sie bekniert Tom, er möge sich schnell entscheiden, sonst sei das Haus weg. Der übt sich verlegen in Abwehr-Manövern. Cathy lässt nicht locker. Sie will wenigstens noch wissen, wer denn die andere Maklerin sei. Tom ergibt sich schließlich und verrät ihr den Namen. Oh, das sei eine Freundin von ihr, jubelt Cathy und entlässt uns schweren Herzens aus ihren Klauen.

Am Nachmittag treffen wir Terry, unsere Maklerin und Cathys angebliche Freundin. Cathy sei eine Hexe, klärt uns Terry über ihre Sicht der Dinge auf. Sie müsse sehr verzweifelt sein, dass sie uns so hinterherlaufe. Terry glüht immer an allen Enden gleichzeitig. Wir steigen in ihren Mercedes – alle erfolgreichen Maklerinnen scheinen Mercedes zu bevorzugen – und kurven durch die Straßen.

In Georgetown, dem ältesten Stadtteil Washingtons, befindet sich das ARD-Studio. Mit seinen hübsch restaurierten, pastellfarbenen gestrichenen Backsteinhäusern, die zum großen Teil noch aus dem vorletzten Jahrhundert stammen, hat Georgetown etwas Europäisches. Die Häuser wurden auffallend schmal und hoch gebaut. Der Grund liegt darin, dass in der Kolonialzeit die Grundsteuer nach der Breite der Häuser bemessen wurde. Das attraktive Wohnviertel war einst wohlhabendes Hafensdädtchen. Von hier aus wurde der Tabak aus dem Bundesstaat Maryland

verschifft. «Come to Marlborough Country!», lockt die Zigarettenwerbung und zeigt irreführenderweise die raue Landschaft des amerikanischen Südwestens. Dabei liegt das Tabak-Anbaugebiet mit dem berühmten Namen nicht weit entfernt von Washington im äußersten Osten der USA. Man rollte die Tabakballen aus dem Marlborough-Landkreis einfach die Straße hinunter – die Wisconsin Avenue, heute bekannt für ihre Restaurants und Boutiquen – bis in den Hafen am Ufer des Potomac. Heute ist Washington Harbor in Georgetown nur noch ein Vergnügungshafen, wo Einwohner und Touristen bei einem Drink den Blick auf den Fluss genießen.

Während Terry uns in Geschichte und Gegenwart Georgetowns einweicht, greift sie alle zwei, drei Minuten zum Autotelefon. Zum Glück hat sie *call waiting*, kann also Anrufe empfangen, während sie selbst gerade spricht. «Hold on, honey», sagt sie, um das Gespräch auf der einen Leitung zu unterbrechen. «I call you right back, my dear», besänftigt sie dann den weniger wichtigen Gesprächspartner. Ruft mal zwei Minuten lang keiner an und fällt ihr obendrein niemand ein, den sie anrufen könnte, wählt sie nacheinander die Nummern ihrer eigenen Anrufbeantworter zu Hause und im Büro. Während am anderen Ende der Leitung die Nachrichten ihrer Anrufer laufen, macht sie uns darauf aufmerksam, welcher prominente Anwalt, Arzt, Journalist, Künstler oder Politiker in diesem oder jenem Haus wohnt bzw. wohnte: Jacqueline Kennedy und ihre Kinder im Jahr nach der Ermordung John F. Kennedys; der damalige Außenminister Warren Christopher; Teresa Heinz Kerry aus dem Ketchup-Imperium, Ehefrau des späteren Präsidentschaftskandidaten John Kerry; der (verstorbenen) Regisseur Charles Guggenheim, die Musikerin Mary Chapin Carpenter und nicht zuletzt Reporter Bob Woodward, der die Hintergründe des Watergate-Skandals aufdeckte.

Tom hatte Terry zwei Jahre vorher kennen gelernt auf der verzweifelten Suche nach einem Interviewpartner für eine Repor-

tage. Er war als Sonderreporter für zwei Wochen zur Verstärkung nach Washington geschickt worden. Das war in den letzten Wochen vor der amerikanischen Präsidentschaftswahl 1992, die den Wechsel zwischen Bush senior und Bill Clinton bringen sollte. Der Chefredakteur erwartete mehrere Geschichten, und Tom stand unter großem Druck, wohl wissend: Wenn das hier gut lief, hatte er vielleicht in den nächsten Jahren die Chance, Amerika-Korrespondent zu werden.

Eine der Storys sollte zeigen, wie sich ganz Washington schon auf einen Sieg Clintons einstellte. Die Umfragen deuteten darauf hin, und Tom hatte gelesen, dass manche Parteiliebe Clinton schon diskret nach Wohnraum suchten. In diesem Zusammenhang war er auf Terrys Namen gestoßen. Sie war sein Strohalm. Etwa hundert Telefonate später hatte er sie ausfindig gemacht, und was folgte, war viel mehr als ein Interview: Es war der Beginn einer langen Freundschaft, die sich anbahnte mit einer ungeheuren Hilfsbereitschaft, die Amerikanern angeboren zu sein scheint und uns Deutsche immer wieder überrascht.

«Kommt rüber», hauchte Terry mit ihrer tiefen, leicht erotischen Stimme beim ersten Gespräch ins Telefon. Was Tom nicht durchschaute: Sie wollte das Team erst mal begutachten und sich von der Seriosität überzeugen, bevor sie weiterhalf. Nach bestandener «Prüfung» nahm sie ihn und die Kamera-Crew wie eine Mutter unter ihre Fittiche. Sie führte ihnen Wohnungen vor, die sie schon an die Demokraten vermietet hatte. Sie telefonierte kreuz und quer durch Washington, um weitere Kontakte zu vermitteln. «Ich kenne Teddy gut. Du weißt schon: Teddy Kennedy. Willst du ein Interview mit Teddy Kennedy?» «Nein, eigentlich passt das gar nicht in diese Story.» «Warte einen Moment, ich rufe Teddy an.» Sie war nicht zu stoppen. Wir durften drehen, wie ihre Tochter Christa, frisch aus dem College, sich im Kapitol um ihren ersten Job bemühte. Inzwischen macht Christa Karriere auf der Chefetage von CNN.

Einige Tage vor der Wahl hatte Tom seine Storys im Kasten, der Rest war noch Fleißarbeit, aber der Druck fiel schon von ihm ab. Erleichterung mischte sich mit Melancholie: In einigen Tagen würde er zurück nach Deutschland fliegen, die anderen – die festen Korrespondenten – konnten hier bleiben und in diesem großartigen Land arbeiten. Es war Samstag und Halloween – amerikanischer Mummenschanz. Alle verkleiden sich möglichst Furcht erregend, und die Kinder gehen von Haus zu Haus, ein Täschen oder Eimerchen in der Hand, um Süßigkeiten einzusammeln. Korrespondenten und Chefredakteur waren zu einem Abendessen beim Studioreiter eingeladen. Als Aushilfsreporter war Tom nicht dabei und wusste nicht, wie er diesen Abend überstehen sollte.

Dann tat er etwas, was auch als peinliche Belästigung hätte aufgefasst werden können. Er rief Terry an. Das war alles andere als selbstverständlich. Sie war einige Tage lang extrem hilfreich gewesen, aber danach hatten beide anderes zu tun. Sie war eine Interviewpartnerin gewesen, eine Quelle für eine Story, mehr eigentlich nicht. «Terry, es ist Halloween, ich bin melancholisch, ich bin allein. Ich möchte dich zum Essen einladen.»

An diesem Abend erfuhr er viel von ihr: Terry ist zwar Maklerin, aber tief innen ist sie politische Aktivistin. Sie ist seit jeher in der Demokratischen Partei, und die Aussicht, wieder einen demokratischen Präsidenten zu haben, elektrisierte sie. Sie ist gut verdrahtet im liberalen Washington, und das hilft auch im Hauptberuf. Zum Abschied schwor Tom: «Wenn ich jemals den Job als Korrespondent bekomme, dann kriegst du den Job, uns eine Wohnung zu suchen.»

Und so kam es dann. Keine knallrote Cathy hätte jemals eine Chance gehabt. Was wir damals noch nicht wussten: Wir taten Terry gar keinen Gefallen damit, es war wieder einmal umgekehrt. Denn Vermietungen – das waren für Terry längst kleine Fische. Sie vermittelt hauptsächlich Immobilien zum Verkauf, das

wirft natürlich wesentlich mehr Provision ab. Das hat sie uns erst Jahre später erzählt. Aber sie muss Spaß daran gehabt haben, uns einen Gefallen zu tun. Wir hatten auf jeden Fall Spaß – und am Ende eine Bleibe.

Während wir mit ihr im Schrittempo durch die Straßen fahren, blockiert sie immer wieder reuelos den Verkehr, weil das Erzählen sie ablenkt oder weil sie gerade ein interessantes Objekt entdeckt hat. Wir achten auf die Schilder in den Vorgärten, die darauf hinweisen, dass ein Haus oder eine Wohnung zu vermieten oder zu verkaufen ist. Darunter steht immer die Telefonnummer des Maklerbüros. Inzwischen werden diese galgenartigen Vorrichtungen auch in Deutschland benutzt. Wenn uns etwas von außen gefällt, greift Terry zum Autotelefon, um nähere Informationen einzuholen. Manchmal muss man einen Termin mit dem Makler machen, der das Objekt unter Vertrag hat. Meistens ist das gar nicht nötig. Die meisten Angebote sind *on lock box*. Dann hängt an der Tür oder am Treppengeländer ein kleines metallenes Kästchen mit dem Hausschlüssel. Die *lock box* lässt sich öffnen durch einen Zahlen-Code, den jedes Maklerbüro kennt und der regelmäßig geändert wird, um Missbrauch auszuschließen.

Keine Maklerin (es sind überwiegend Frauen) kann die Vermittlung eines bestimmten Hauses dauerhaft für sich allein beanspruchen. Nach einigen Tagen kommen alle Immobilien auf den allgemeinen Markt. Dann hat sie jedes Maklerbüro im Computer. Vermittelt Terry uns eine Wohnung, die in der Obhut einer anderen Maklerin ist, so teilen sich beide die Provision. Resultat: Alle strengen sich an, während der Alleinvertretungszeit eine Vermietung oder einen Verkauf einzufädeln, um die Provision allein zu kassieren. Danach ist es ein offenes Spiel. Die angenehme Folge: Ein Mieter muss nicht bei unzähligen Maklern anklopfen, um einen Überblick über das Angebot zu bekommen. 90 Prozent der Objekte sind allen bekannt. Konkurrenz – das amerikanische Ur-

prinzip in Aktion. Noch eine Besonderheit: Die Provision zahlt in Amerika nicht etwa der Mieter oder der Käufer, sondern der Eigentümer. Schließlich arbeitet eine Maklerin in dessen Interesse, sie will einen möglichst hohen Preis erzielen.

Für Wohnungssuchende ein äußerst praktisches System im ansonsten eher Eigentümer-freundlichen Amerika. Allerdings kann sich die *lock box* für den Mieter zu einem Albtraum entwickeln, nämlich dann, wenn sie angebracht wird, bevor er ausgezogen ist. Drei Monate vor Beendigung des Mietverhältnisses, so verlangen heute viele Standardverträge, soll der Mieter das Schlüsselloch vor der Haustür erlauben und damit Zugang ermöglichen, ob er selbst nun anwesend ist oder nicht. Haustiere, die Makler und Interessenten stören könnten, sind für diese Zeit zu entfernen oder einzusperren.

Als wir 2002 zum zweiten Mal nach Washington ziehen, hat eine Spekulationsblase den Wohnraum in der amerikanischen Hauptstadt so knapp gemacht wie in vielen europäischen Großstädten. Aber bei der ersten Ankunft Mitte der 1990er Jahre hat der Immobilienmarkt noch einiges zu bieten, und schon nach wenigen Tagen haben wir ein Haus in Georgetown gefunden.

Terry reicht uns nun weiter an den Hausverwalter, Arthur, einen um die 80 Jahre alten, nicht allzu freundlichen Herrn mit knarrender Stimme. Wie die Mehrheit der amerikanischen Senioren geht auch er noch nach der Pensionierung einer Tätigkeit nach. «Dies ist meine zweite Berufslaufbahn», stellt er sich vor. Drei Tage lang streiten wir mit ihm über die Farbe des neuen Teppichbodens. Arthur mag kein Grün. Sabine gibt nicht auf, und am Ende resigniert er. «The Germans are tough!» – «Die Deutschen sind zäh!», resümiert Arthur seine Erfahrungen mit deutschen Mietern. Trotzdem ist er ganz zufrieden mit uns, denn wir Deutsche gelten auch als ordentlich. Mögen andere sich mokieren, dass wir so penibel sind, die Hausverwalter in Washington lieben

deutsche Mieter, weil sie die Häuser meist in gepflegtem Zustand hinterlassen.

Hatte es nur wenige Tage gedauert, ein Haus zu finden, so dauert es nun zwei Wochen, bis wir unterschreiben können. Denn unkompliziert und informell ist Amerika nicht in jeder Hinsicht: Geschäftsbeziehungen, Rechte und Pflichten – all das wird in langen Vertragswerken kodifiziert. Wir müssen unterschreiben, dass wir 200 Dollar Strafe zahlen, sollten wir mit der Mietzahlung in Verzug geraten. Keine Haustiere, keine Untervermietung, keine illegale oder unmoralische Nutzung des Wohnraums. Wir unterschreiben auch, uns immer so zu benehmen, dass wir unseres Nachbarn «friedliche Freude an seinem Eigentum nicht stören». «Die Büsche im Garten hinterlassen Sie beim Auszug genauso adrett beschnitten, wie sie jetzt aussehen», ermahnt Arthur bei der Begehung und macht eine Notiz im Protokoll.

Nach vier Wochen kommt das Schiff mit unserem Möbelcontainer in Baltimore an und passiert ein paar Tage später den Zoll. Wir können einziehen. Ende April – bei 30 Grad Celsius im Schatten. Ob es im Hochsommer noch heißer wird? «Klar», sagen die Nachbarn. «Aber hier haben doch alle eine Klimaanlage.» Willkommen in Amerika.